

(Nachdruck verboten.)

11) Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Märta wollte Niels zeigen — ja, wenn es notwendig war, wollte sie Niels zeigen, daß sie einen andern Bräutigam haben konnte, bis er zurückkam.

Ihre ganze junge Seele war in Aufrühr, und sie war zuweilen so verzweifelt, daß sie sich vor sich selbst schämte. Aber nicht um die Welt hätte sie irgend einen Menschen ahnen lassen, wie es eigentlich in ihr aussah. Sie stellte sich vergnügt, sie scherzte mit der Jugend, war, so viel sie konnte, draußen und zeigte sich überhaupt überall, wo Menschen zusammenkamen. Aber nie fiel es ihr ein, daß sie das that, um möglicherweise einen Schimmer von Niels zu erhaschen, und nie glaubte sie, daß es wirklich und wahrhaftig notwendig sein würde — das, daß sie sich einen andern Bräutigam verschaffen mußte, um zu zeigen, daß sie sich selbst helfen konnte.

Erst am Morgen, als sie auf der Brücke neben Vaters Seefschuppen stand und den „Delphin“ sich zur Abfahrt rüsten sah, wurde es ihr in seiner ganzen Wirklichkeit klar, daß das Geschehene geschehen und nicht mehr zu ändern war. Wohl hatte sie gehört, daß Niels es sich überlegt hatte und an des Vaters Statt reisen würde. Man hatte auf dem Tanzplatz davon geizschelt, und man wollte wissen, daß es Wahrheit war. Aber nie hatte Märta glauben können, daß es wirklich geschehen würde. Da kam das Boot. Darin saßen Clauffon, Mutter Beda und Niels. Sie waren so nahe, daß Märta sie gut hätte anrufen können. Der alte Clauffon sah am Ruder und Niels auf dem Achterbrett beim Steuer. Er sah mit dem Rücken zum Land und er sah nicht um, wie es Sitte und Branch ist, wenn Fischer eine lange Fahrt unternehmen. Aber plötzlich mußte Märta an die Gefahr denken, daß jemand sie sähe, daß Mutter Beda sich umwendete und entdeckte, daß sie da stand, um Niels nachzusehen.

Rasch machte Märta Kehrt und lief. Aber nicht heimwärts. Bloßfüßig und ohne Stoppstuch, wie sie ging und stand, schlug sie den Weg zu der äußersten Landspitze der Insel ein. Sie lief geradeswegs über den Hügel, wo der Lotsenausgind lag, kimmerte sich nicht darum, ob jemand sie sah, kam zum Strande hinab, kauerte sich ueben einem großen Stein zusammen und blähte hinaus übers Meer. Erst jetzt fiel es ihr ein, daß sie sich gerade unterhalb des Baues befand, betraue auf derselben Stelle, wo Niels und sie an jenem ersten Abend gewesen waren, an dem alles in ihnen und um sie froh und licht gewesen. Vielleicht würde er sie sehen, vielleicht würde er über ein Mädchen lachen, das so einem Burschen nachlief. Märtas Wangen glühten. Eine solche Schande! Eine solche Schande! Aber vielleicht sah er sie gar nicht, vielleicht schaute er überhaupt nicht zum Lande hin. Ach, das wäre noch schlimmer. Das wäre zehntausendmal schlimmer. Das wäre das aller schlimmste. Und Märta kroch neben dem Stein zusammen, und während die Wellen ihre bloßen Füße benegten, wartete sie, den „Delphin“ hinter der Landspitze hervortreten zu sehen, und dabei begannen die Thränen zu fließen, eine um die andre. Sie fielen in Tropfen auf ihre braunen runden Wangen, und in diesem Augenblick war sie so demütig und reuevoll, daß, wenn sie Niels hätte erreichen können, sie sich zu seinen Füßen niedergeworfen, ihn unter strömenden Thränen gebeten hätte, ihr zu verzeihen, und versprochen, es nie wieder zu thun.

Und nun kam der „Delphin“. Sie hörte die Rufe, als die Männer die Segel reiften. Groß, fest und wohlgebannt durchschnitt er die Wellen, eine breite Schammfurche hinter sich lassend, und die weißen Segel blähten sich im Westwind. Denn der Wind hatte umgeschlagen, und der „Delphin“ mußte sich scharf dagegen halten, um ins Meer hinauszukommen.

Märta war so demütig in dieser Stunde, daß sie meinte, Niels müßte es spüren, wie er da stand, und sich umdrehen und sie erblicken. That er das, wendete er sich um und schwang die Mütze, dann sollte alles wieder gut werden, dann wollte sie glücklich sein. Ach, sie würde an nichts andres

denken als an Niels, bis er wieder kam. Und dann wollte sie ihn Herzen und Küssen, wie sie es nie gethan. Alles, um was er bat, würde sie ihm geben. Alles, alles, alles! O Gott im Himmel, er brauchte nicht einmal zu bitten.

Ohne daß sie daran dachte, begannen ihre Lippen sich zu regen, so wie wenn sie in der Kirche saß. Es war nicht zum Gebet, es war nicht zum Gesang. Es war eher etwas, das einer Beschwörung glich. In dieser Stunde that Märta ein Gelöbniß, so wie Seelente es thun, wenn sie in höchster Lebensgefahr sind. Sie gelobte, daß wenn Niels sich nur umwendete und ihr einen Blick schenkte, sie jeden Sonntag zur Kirche gehen wollte, bis er heimkam. Sie gelobte es, und ihre Lippen bewegten sich und sprachen heiße, brennende Worte.

Märta stand aufrecht am Strande und sah dem „Delphin“ nach, der langsam fortglitt. Sie wollte nichts, sie dachte nichts, sie sah nur eines. Sie hatte Niels erblickt. Er stand gegen die Brüstung gelehnt und starrte hinaus aufs Wasser. Aber er drehte sich nicht um, kein einziges Mal sah er zurück.

Da durchzuckte Märta eine Erinnerung, sie hatte sagen hören, daß, wer sich auf eine lange Fahrt begiebt und sich kein einziges Mal umwendet und die Heimat ansieht, niemals zurückkehrt. Der Gedanke strich durch ihre Seele und verschwand, wie er gekommen. Er erweckte keine Angst, setzte sich überhaupt noch nicht in ihr fest. Jetzt war sie ausschließlich von einem einzigen Gefühl beherrscht; alles war unwiderstlich vorbei, und sie konnte es nicht fassen.

Sie blieb stehen, bis das Boot so weit gekommen war, daß sie nichts mehr unterscheiden konnte, als die Bewegung der Gestalten am Bord, den Bootrand, der in das Wasser schnitt, und die weißen Segel, die in der Sonne glühten. Da stieg etwas in ihr empor, was sie nie zuvor gefühlt. Es war keine mädchenhafte Bitterkeit, es war nicht Schmerz, es war überhaupt nichts, was Menschenzungen mit Worten ausdrücken können. Aber wie von selbst tauchten in ihr die letzten Worte auf, die Niels ihr gesagt. Sie erfüllten sie mit Schrecken und mit einer Art Vorsatz, der alle Wildheit der Weibnatur wie Feuer durch ihre Adern jagte.

Die Worte lauteten:

„Geh Du, mit wem Du willst. Ich will nicht.“

„Ja, ja,“ sagte Märta laut, „ich werde gehen.“

Und mit langsamen, abgemessenen Schritten ging sie auf einem Umweg heim zur Hütte unten im Dorf, wo die täglichen Verrichtungen ihrer warteten.

9.

Die Tage wurden kürzer und die Nächte dunkler, die Dämmerung senkte sich zeitig auf die Schären, das Licht des Leuchtturmes glommt wie ein Leistern über dem dunklen Wasser, die Matrosen schwammen nahe dem Ufer, und es begann gelb zu werden im Laub der kleinen Bäumchen, die im Schutze aufgeführter Mauern wuchsen, oder in der karglichen Erde, die mühselig zwischen den zusammengedrängten Häusern gesammelt worden war. Man fühlte, daß der Herbst herankam.

Auf der Dampfschiffbrücke, die voll Kisten, Säcken, Tonnen, Brennholz und all den Waren war, welche als Austausch gegen die Fische der Schären gesandt wurden, ging Jille Bumm auf und ab und wartete auf einen Handelsreisenden, dem er versprochen hatte, nach Marstrand zu führen. Jille Bumm war guter Laune, denn der Handelsreisende war ein lustiger Kerl aus Göteborg und segelte nie ohne Cognacbuddel und eine gepöckelte Cigarrentasche im Paletot. Dies waren Dinge, auf die Jille Bumm im allgemeinen Wert zu legen pflegte. Aber diesmal war er besonders geneigt, die erwähnten Vorteile nach Gebühr zu schätzen. Am Abend vorher hatte nämlich der Großhändler seine Bekannten im Gasthof traktiert, und Jille Bumm war mit dabei gewesen. Der Großhändler hatte Kartenkunststücke gemacht, (Kalle P.) gesungen und einem dankbaren Gratispublikum Theater vorgespielt, und Jille Bumm war recht wadelig auf den Beinen gewesen, als er über den Berg in sein Dachkammerlein kletterte. Darum ging nun Jille Bumm herum und schaute

*) Ein bekanntes Couplet.

sich danach, daß der Großhändler käme; denn Jille Bumm fühlte sich einer Herzstärkung recht bedürftig.

Außerdem hatte Jille Bumm noch ein andres Gefühl vom gestrigen Tage, und zwar das, daß er der Held des Abends und die ganze Gesellschaft im Gasthof darin einig gewesen war, ein Hurra auf Jille Bumm auszubringen. Denn Jille Bumm war am selben Tag kopfüber ein zwei Stock hohes Dach hinabgepurzelt, und auf der ganzen Insel gab es keinen, der ihm das nachmachen konnte.

Das war so zugegangen: Jille Bumm hatte oben auf Kapitän Aboms Dach geessen, um die Dachziegel auszubessern, die der letzte Sturm auseinandergeblasen hatte. Er saß da und rückte hin und her und plauderte mit den Leuten, die unten im Hofe standen. Denn Jille Bums Sprachlasten war unerschöpflich und stand immer weit aufgesperrt. Aber wie Jille Bumm diesmal diskurierte, verlor er ganz plötzlich festen Fuß und begann weiter zu rutschen.

Auf dem Hofe entstand ein ungeheurer Lärm, Männer liefen einander in den Weg, und gellende Frauenstimmen kreischten. Aber Jille Bumm konnte sich nicht aufhalten. Er rutschte und rutschte, und bevor er noch zehn zählen konnte, glitt er über den Rand hinaus in die Luft und fiel.

Gerade unter dem Dache war eine Steintreppe, und bei dem Falle ertönte ein furchtbarer, vielstimmiger Schrei, der in einem Nu ganze Scharen laufender Menschen zur Stelle lockte. Aber Jille Bumm fiel nicht auf die Steintreppe. Mit dem fleischigsten Teile seines wohlgehaltenen Körpers fiel Jille Bumm auf das Geländer, und unter Schandern und Geschrei sahen ihn die Zuschauer hinab in den Hof gleiten, und dann weiter auf den Socken laufen — er hatte nicht einmal Stiefel an —, so daß die Fersen an seine gespannten Beinkleider schlugen. Jille Bumm kam über den ganzen Hof wie aus einer Kanone geschossen, und als er innehielt und sich an den Statetpfosten lehnte, war keiner da, der es wagte, nach dieser Richtung zu sehen.

Jille Bumm jedoch stand eine Weile still und schnappte nach Atem. Hierauf untersuchte er bedächtig seinen ganzen Körper, und dann maß er die Höhe mit den Augen. „Nein, Du Teufel,“ sagte er ruhig, „diesmal hast Du mich nicht gekriegt,“ drehte sich dann um und stieg wieder auf das Dach.

Aber da bekamen die Zuschauer die verlorene Sprache wieder, und der Schrecken ging in ein schallendes Gelächter über, das sich mit dröhnenden Hurrarufen vermengte. Und stolz wie ein Gott saß der alte Bumm auf dem Dach und winkte mit der Rütze seinem dankbaren Gratispublikum zu.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Busch.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, den das Leben und das Schaffen Wilhelm Buschs dem Beobachter bieten. Wer nach einem ersten Eindruck von seinen altbekanntem Werken urteilen wollte, würde annehmen, daß es kaum einen vergnügteren Menschen geben könnte als ihren Schöpfer. Den Namen, der „Max und Moritz“, den „Tobias Knopp“, die „Fromme Helene“, den „Valduin Wählmann“, den vierhundert Dichter“ und den „Maler Kledsel“ gedichtet und die Illustrationen dazu entworfen hat, kann man sich gar nicht anders vorstellen denn als einen sehr lustigen Herren, der sich selbst an seinen Scherzen nicht weniger ergötzt hat als die Vielen, die sie gelesen haben. Dann erlebt man seine erste Ueberraschung, wenn man ein Porträt von Wilhelm Busch sieht, etwa das von Lenbach gemalte. Aus einem tiefsten schönen Gesicht, in dem eine prachtvolle hohe Stirn dominiert, schauen nachdenklich ein paar forschende Augen; fast melancholisch ist der Ausdruck — nur aus dem zwinernden linken Auge scheint ein Schelm hervorzuleuchten. Und dieser Eindruck verstärkt sich immer mehr, je eingehender man sich mit dem eigenartigen Menschen beschäftigt, je mehr man von seinem Leben erfährt.

Außerlich zwar hat sich sein Lebenslauf in den denkbar einfachsten Bahnen bewegt. Weitans den größten Teil seiner Jahre hat er in seiner Heimatprovinz Hannover auf dem Lande zugebracht. In dem Marktleden Wiedensahl, unweit Minden, ist der heute Siebzigjährige als Sohn eines Krämers geboren. In kleinen Dörfern in der Nähe ist er in dem Hause seines Onkels, eines Pfarrers, aufgewachsen und erzogen. Mathematik ist sein Lieblingsfach, und er kommt auf das Polytechnikum in Hannover. Dann aber, nachdem er vier Jahre dort zugebracht, fäthelt er um und will Maler werden. Er besucht die Malerschule in Düsseldorf und Antwerpen. Vor den malerischen Wundern der alten Holländer gehen ihm die Augen auf. Noch in seinem Alter, in einer Skizze „Von mir über mich“, die er vor Jahren veröffentlichte, schwärmt er von den Rubens, Brouwer, Leniers, Franz Hals: „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung

malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reize; diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht; diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen.“ Wie merkwürdig, daß er, der ein so empfängliches Auge für diese malerischen Feinheiten besaß, völlig darauf verzichtet hat, den bewunderten Alten nachzuschaffen.

Die Entzückung zu seiner künstlerischen Eigenart vollzog sich erst in München. Ein fleißiger Kunstjünger war Busch freilich nie. Wenn die andern auf den Studienausflügen ihre Staffeleien aufstellten und emsig zu arbeiten begannen, so streckte er sich lieber behaglich ins Gras; aber er schaute gut um sich und beobachtete seine Kameraden scharf, und ehe sie sich's versahen, hatte er eine Karikatur von ihnen fertig, die dann in die Kneipzeitungen des Vereins kamen und dort allgemeine Heiterkeit erregten. In diesen Scherzen übte sich das Talent des angehenden Karikaturisten; sie wurden so bekannt, daß einige davon auch in die „Fliegenden Blätter“ übergingen. „Es kann 59 gewesen sein“, erzählt Busch selbst, „als zuerst in den „Fliegenden“ eine Zeichnung mit Text von mir gedruckt wurde; zwei Männer, die aufs Eis gehen, wobei einer den Kopf verliert. Vielsach, wie's die Not gebot, illustrierte ich dann neben eigenen auch fremde Texte. Bald aber meint ich, ich müßte alles halt selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppierten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind. Fast alle habe ich, ohne wem was zu sagen, in Wiedensahl fertig.“ Damit ist der Kreislauf seines Lebens geschlossen. Kaum ein Jahrzehnt lebte er in München, dann zog es ihn zurück in sein Heimatdorf. Von dort sind alle die Werke ausgegangen, die seinen Namen berühmt gemacht haben. Trotz aller glänzenden Erfolge ist er aus seinem zurückgezogenen Leben nie wieder in die Öffentlichkeit hervorgetreten. Heute lebt er bei seinem Neffen, dem Pfarrer in Wechtshausen in der Gegend von Hildesheim, in behaglicher Ruhe, nachdem er bis in die Mitte der achtziger Jahre eine sehr starke Produktivität entfaltet hatte.

Es wag kaum ein zweites Beispiel anzuführen sein, daß ein Künstler wie Busch auf der Höhe einer glänzenden Laufbahn vom Schauplatz abtritt und sich fast eigensinnig vor der Welt versteckt, daß einer zu schaffen aufhörte, der stolz von seinen Werken erklären konnte, daß sie, von einigen wenigen abgesehen, „zum Selbstpläster gemacht“ seien. Aber es ist bedeutsam, daß sein Schaffen mit zwei merkwürdigen kleinen Profabdichtungen abschließt, deren Grundton eine tiefe wehmütige Resignation ist. Und heute liegt ihm, so hat er selbst erklärt, das ganze Genre, in dem er sich früher betätigte, völlig fern. Damit scheint eine philosophisch-pessimistische Grundstimmung ganz zum Durchbruch gekommen zu sein. Vorhanden gewesen ist sie in ihm jedoch immer. Der Humorist, über dessen Scherze so viele fröhlich gelacht haben, ohne sich große Gedanken darüber zu machen, war von Jugend an ein Grübler, der über Welt und Menschen seine eignen, gar nicht heiteren Gedankenfäden gesponnen hat. Schon aus seiner Schülerzeit erzählt er: „Zugleich fiel mir die „Kritik der reinen Vernunft“ in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Reizung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher giebt.“ Und weiterhin hören wir, daß er sich mit Leidenschaft mit Naturwissenschaften, besonders Darwin, und auf der andern Seite mit Schopenhauer befaßt habe; aber auch hier endet sein Studium mit Resignation. „Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Thüren in dem verwünschten Schlosse dieser Welt; aber kein „hiesiger“ Schlüssel, so scheint's, und wär's der Asketen Schlüssel, paßt niemals zur Ausgangstür.“

Giebt man scharfer acht, so wird man diese philosophische Grundstimmung als Unterton in allen seinen Werken mitschwingen hören. Sie ist es, die diese scheinbar so harmlosen Sätzchen über den Wert des hohen Mks hinaushebt; durch sie erscheint Wilhelm Busch als mehr als ein einfacher Spagmacher, wird er ein Künstler von weittragender kultureller Bedeutung. All jenes tolle Spiel bunt durcheinander gewirbelter Gestalten, die ungläublich komische Verkettung der verschiedensten Situationen, die sich in seinen Werken findet, ist ihm eben nur ein Spiel, in dem gewisse Grundkräfte und Triebe menschlichen Handelns zu einem sehr prägnanten Ausdruck kommen, und in der Art, wie er diese aufsaßt und aus Licht zieht, tritt der scharfsichtige Philosoph hervor, der die menschlichen Schwächen durchschaut und lächelnd aufdeckt. Busch ist dabei durchaus frei vom Moralisieren; er lacht nur über diese komischen Menschen und benützt ihre Eigenheiten zu seinem „Selbstpläster“.

Man könnte aus den Werken unsres Künstlers eine ganze Naturgeschichte des Spiechbürgertums herauslesen. Dessen wesentliche Eigenschaften hat er mit einer köstlichen Klarheit geschildert, in der karikaturistischen Weise, die sein künstlerisches Ausdrucksmittel geworden ist. Mit seiner tiefen Ironie hat er, der so hoch über den Dingen steht, die Moralgrundsätze dieser ehrenwerten Menschenart nur leise karikierend zu jenen klaffenden Sentenzen geprägt, die immer und wieder citiert werden. Der Kreis der Menschen, die bei ihm auftreten, ist nicht groß, es sind nur die einfachsten Typen, die er vorführt, aber er zeigt an ihnen, besonders in seinen Zeichnungen, ein reiches Register menschlicher Seelenregungen.

Die Kunstmittel, deren sich der Dichter Busch bedient, sind außerordentlich einfach. Die Wahl des Versmaßes, das mit seinem würdevollen Schritt in komischen Gegensatz steht zu dem lustigen Inhalt, die mannigfache Verwendung überraschender Reime, die ver-

blüßende Klangmalerei und vor allem die Kontrastwirkung in der mannigfachen Ausnutzung, das alles sind Mittel, die er mit immer größerer Meisterschaft und Prägnanz beherrschen gelernt hat. Er hat seine Verklein mit großem Bedacht gebaut. „Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie trotz buntneligen Aussehens doch teilweise im Leben glüht, mit Fleiß gehämmert und nicht ungewöhnlich zusammengesetzt sind.“ Das nimmt er selbst einmal für sie in Anspruch.

Bedeutender scheint mir die Entwicklung, die Wilhelm Busch als Zeichner durchgemacht hat. Man muß einmal die ganze Reihe seiner Arbeiten, von den ersten, noch recht unbeholfenen Versuchen, selbst noch von „Maz und Moriz“, bis zum „Tobias Knopp“ durchgehen, um zu ermessen, was für eine außerordentlich künstlerische Leistung Busch vollbracht hat. Er hat sich einen karikaturistischen Stil herausgearbeitet, in dem ihm niemand gleichkommt. Er hat sich die schwierigsten Aufgaben gestellt, in seinen Zeichnungen ist gerade das Durcheinander der kompliziertesten Bewegungen das Charakteristische, und er hat sie wie spielend gelöst. Mit einer erstaunlichen Schärfe des Blickes hat er die wesentlichen Momente eines jeden Bewegungsmotives erkannt und komisch übertreibend dargestellt. In ein paar flüchtigen Strichen, Hals und Schnörkeln läßt er ganze Szenen entstehen, die stets klar in ihrer Disposition und mit einem Blick zu erfassen sind, auch wenn es sich um die verwegendsten Stürze, um einen ganzen Knäuel von Menschen, die in der schönsten Prügelei sind, oder etwas Ähnliches handelt. Die Gesten, die er seinen Helden giebt, sind so charakteristisch wie ihre Physiognomien geistlich erfasst. Die nur so hingeworfenen Linien haben eine völlige Beherrschung der Formen und diese eine ungeheure Sicherheit der Beobachtung und des Gedächtnisses, das die Hauptlinien festhält, zur Voraussetzung. Wie gut schon der Knabe beobachtet hat, das zeigt seine kleine Selbstbiographie, aus der hervorgeht, daß gerade die Typen seiner Umgebung während seiner Kinderzeit in seinen Arbeiten wiederkehren. Eine spaßhafte Einzelheit ist bezeichnend. Er erzählt da von einem Wirt, der „lederne Klappantoffeln und eine gelbgrüne Joppe trug, die das hintere Mienenspiel seiner blaßblauen Hose nur selten zu bemänteln suchte“. Das ist das Motiv, das er so viele Jahre später in „Herr und Frau Knopp“ in einer Reihe von Zeichnungen höchst ergötzlich ausführt hat.

Es ist eine eigne Welt, die in Wilhelm Buschs Karikaturen sich vor dem Leser aufthut. Dinge, die im gewöhnlichen Leben ein furchtbares Unglück sein würden, werden behandelt als bedeuteten sie gar nichts; was uns in Wirklichkeit recht tragisch erscheinen würde, dient hier dazu, uns zu belustigen. Der Dichter trägt sie auch vor, ohne eine Miene zu verziehen. Er hat selbst einmal sehr fein bemerkt, daß „so ein Konturweisen sich leicht frei von dem Gesetze der Schwere macht und, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten kann, es' uns weh thut; man sieht sich die Sach' an und schwebt dertweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt“. So scheint es uns erklärlich, daß manches, was genau betrachtet, eigentlich als brutal erscheinen müßte, nicht im geringsten verletzt; es läßt ihm, infolge der karikierenden Uebertreibungen, die ein ernsthaftes Mitempfinden gar nicht aufkommen lassen, die Schwere des wirklichen Geschehens. Es ist aber eine merkwürdige Einseitigkeit des Stils in diesen Versen, die die schrecklichsten Geschichten gelassen hinerzählen, den Bildern, die den Text sehr deutlich illustrieren, und in der ganzen Erfindung der immer schneller aufeinander folgenden Situationen, der drängenden Fülle der Bilder, die stets neue Ueberraschungen bieten. Es sind für sich abgeschlossene kleine Kunstwerke, für die der Vergleich mit der Spieluhr sehr passend ist. In dieser eignen kleinen Welt herrschen zwar dieselben seelischen Triebekräfte wie in unserer großen, aber die körperlichen Begleit- und Folge-Erscheinungen entwickeln sich sehr viel kräftiger und legen die ersten dadurch deutlicher bloß. Diese kleinen Werke setzt der Künstler in Bewegung und es ziehen Bilder an uns vorüber, die in ihrer besondern Art doch auch Bilder des Lebens sind.

Es schien mir heute angebracht, auf diese ernste und künstlerische Seite der Werke Wilhelm Buschs hinzuweisen. Daß sie lustig sind und daß man oft Thränen bei den komischen Schicksalsfügungen, die über seine Helden kommen, lachen kann, braucht nicht erst ausführlich erörtert zu werden; wer sie liest, wird das an sich selbst erfahren. Wohl aber mag mancher seiner vielen Leser nicht daran gedacht haben, daß diese lustigen Geschichten ihrem Schöpfer einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst verschafft haben. — hl.

Kleines Feuilleton.

09. Fritz Friedmann auf dem Ueberbrett. Halb Noacht war Sonnabendabend in Herrn Bauferweins Buntem Theater am Alexanderplatz versammelt. Ein ehemaliger Kollege, einst der berühmteste der Berliner Advokatenkunst, der vielbeschrieene Doktor Fritz Friedmann wollte sich leibhaftig auf dem Ueberbrett produzieren. Das Schicksal hat dem Unglücksmanne nach seinem Sturz arg mitgespielt; weder in Frankreich noch in Amerika war ihm das Glück hold, und es war schon ein Stück Verzweiflung gewesen sein, das ihn nach seiner Rückkehr trieb, sich in die Hände eines auf Sensation veressenen Theaterdirektors zu begeben. Allerdings hat Herr Friedmann zum Komödiantentum Geschick, das bewies er, als er mit öfliger Stimme sein „Evangelium“ zum Besten gab. Er hatte sich

die Geschichte Klug, sehr Klug zurecht gelegt; Goethe vor Augen, war er jeden Mutes vor die Rampe getreten. Nur mit der Ausführung, mit dem Gedankenaufbau haperte es; er beging einen Fehler, den sein Vorbild sich nur selten zu schulden kommen ließ, er wurde langweilig. Was Herr Friedmann sagte, kann man viel schöner, mit viel mehr Amusement im achten Kapitel von Reinecke Fuchs nachlesen, in der köstlichen Unterhaltung, die Reinecke und sein Oheim Grimbart miteinander pflegen, als sie zum Königshofe gehen. Gar schwer mit der Schuld seiner Streiche und Schliche beladen, beklagt der Fuchs sich eindringlich über die Verdorbenheit der frevelnden sündigen Welt:

„Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen Herren, doch schweigt man davon, und selten kommt es zur Sprache.“

Doch das schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes, Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Zaumel Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.“

Herrn Friedmann erging es mit seiner weitläufigen Klage über die Sünden und Erbärmlichkeiten der Zeit besser als seinem Vorbild. Es war kein Grimbart zur Stelle, der ihm antwortete:

„... ich find es besonders, Ihr beidlet Fremde Sünden. Was will es Euch helfen? Mich dünket, es wären Eurer eignen genug.“

Der vielgerühmte Rechtsanwalt von ehemals sprach von allen möglichen Dingen, von der Streberei in Amerika und dasheim, vom Prozeß gegen den Studenten Fischer, von Secession und Selbstbeweihräuterung, und er flocht Citate in seine Rede so falsch, als ob er Redacteur der „Vossischen Zeitung“ wäre. Und als Herr Friedmann endlich fertig war, zeigte es sich, daß die Tugend doch kein leerer Hohn ist; man klatschte aus Kollegialität wie toll Beifall, und die neueste Acquisition des Bunten Brettl durfte sich dreimal gerührt vor dem Publikum verbeugen. —

Theater.

Berliner Theater. (Sondervorstellung.) Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet von Dänemark. — Es ist eines der vielen Symptome für die auf dem dramatischen Gebiet jetzt herrschende Dürre, daß ein so findiger Kopf wie Lindau in den Sondervorstellungen seiner Bühne auf allerhand antiquarische Kuriositäten, die, ohne allen künstlerischen Wert, nur durch historisches Interesse wirken sollen, zurückgreift. Den drei, ein wenig sad' moralisierenden Dialogen des alten Klassikers Julian ist jetzt ein Stück Barbarentum, der entgeisterte Hamlet, wie er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von wandernden englischen und deutschen Schauspielern in Deutschland als Haupt- und Staatsaktion aufgeführt wurde, gefolgt. Ein kleiner einleitender Vortrag des Oberregisseurs, Herrn Halm, orientierte über das Historische. Den Text hat das zufällig erhalten gebliebene Manuscript eines Shakespeares für die deutsche Bühne „bearbeitenden“ Schmierendirektors geliefert. Die Reden, die man zu hören bekommt, sind also von garantierter Echtheit. Wie weit sonst in der Inszenierung (die bei aller Einfachheit dennoch zu nobel schien) und in der Vortragsweise der Ton der Zeit getroffen sein mag, läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Hier hatte man sich nur an das Allgemeine, was über das damalige Theaterwesen berichtet ward, halten können. So wurde der Wechsel des Schauplatzes allein durch das Auf- und Abrollen der Hintergrunddekoration markiert; so traten die alten Dänen in den Kostümen des 17. Jahrhunderts, die Damen in artigen Reifröcken, die Herren, je nachdem, in Wadestriümpfen oder Reiterstiefeln, einige auch ausgerüstet mit Pistolen und Karabinern auf; so gaben die Schauspieler wohl acht, wie es damals auf der Bühne als Norm der Schönheit galt, sich recht symmetrisch zu gruppieren und in schuldiger Achtung vor dem Publikum gradaus in den Zuschauer-raum zu sprechen.

Ein Prologus, in dem die Nacht drei Furien herbeiruft und die Herzen auf schreckensvolle Uebelthaten vorbereitet, leitet sehr stilgemäß das Drama ein. Aber was folgte, überbot doch noch die Erwartungen. Alle, alle Federn waren dem Adler-Genius Shakespeares ausgenupft; mit watschelndem Gänsefuß, eine gräulich-parodistische Mißgestalt, schreitet die „Tragödie“ einher. Nur die Thatfachen haben vor dem seligen Direktor und seinem Publikum Gnade gefunden, was darüber, das war vom Uebel. Strogend in rothbädiger Gesundheit, mit Feldherrnstab und in prunkvoller Rüstung stolziert der Geist des gemordeten Königs (Herr Pittschau) bei hellem Lampenschein über die Bühne und teilt dem blondgelockten Hamlet eilig mit, daß ihm der Oheim ein „subtiles Gift“ ins Ohr geträufelt. Hamlet (Harry Walden) spielte den ritterlichen Prinzen sehr lustig, mit einer unablässig wiederholten würdevoll-süßlichen Schwenkung des rechten Arms) läßt, wie der Geist verschwinden, Horatio Verschwiegenheit schwören. Ganz wie bei Shakespeare, tönt dann von unten des Geistes Stimme: „Schwört!“ Und jedesmal, wenn er die Stimme hört, ruft Hamlet voller Schreden: „Was ist dieses“? Er, so wie der Geist und all die andern Personen sind keine Liebhaber von überflüssigen Worten. Nur Ophelia gegenüber, als er sich wahnsinnig stellt, wird Hamlet etwas geschwätzig und macht ihrem Geschlecht bitterste Vorwürfe, daß es mit Schminke, falschen Zähnen usw. die „Junggesellen“ verlocke. Von Melancholie ist diesem Jünglinge nichts anzumerken. Ja, als er die Ermordung Gonzagos vor dem täulbigen Oheim hat spielen lassen und nach England geschickt wird, entledigt

er sich der gedungenen Mörder durch einen wahrhaft laspermächtigen Pöffenstreich. Er tritt zwischen die beiden Banditen und bittet, wenn er nach Beendigung eines Stoßgebetes Feuer kommandieren wird, loszudrücken. Er kommandiert und duckt sich dabei, so daß, statt ihn zu treffen, die bösen Buben sich wechselweis mit ihren Stugeln durchbohren; worauf er Gottes Güte und Weisheit sehr erbaulich preist, und mit der „nächsten Post“ zum dänischen Hof zurückzulehren beschließt. Hier stiftet der König (Herr Connard), der hinter der Anmut eines zierlich-ceremoniösen Menuettschrittes ein so rätselvolles Herz verbirgt, den Leonhardus-Laertes zu heimtückischem Zweikampf an. Der Schluß ist, wie bei Shakespeares, allgemeines Morden. In des Dichters hat Moral. Nur mit der heilsamen Ermahnung, aus alledem sich ein Exempel zu entnehmen, wie Königsmord und sonstige Unthaten sich blutig rächen, entläßt er sein erschüttertes Publikum.

Es wurde viel gelacht und geklatscht. Hier und dort steigerte sich die absolute künstlerische Impotenz auch wirklich zu unwillkürlicher Komik. In Summa aber überhug das bloß langweilige Gede. Ein Aktus statt der fünf hätte reichlich genügt. — dt.

—n. Freie Volksbühne. „Die Hoffnung“, See- stück in 4 Akten von Hermann Gebersmanns jr. — Als das Drama des holländischen Dichters im vorigen Jahre seine erste deutsche Aufführung erlebte, fand es wohl eine freundliche Aufnahme, konnte sich aber dennoch nicht dauernd auf dem Repertoire halten. Die „Freie Volksbühne“ hat nun „Die Hoffnung“ am Sonntag in Lessing-Theater ihren Mitgliedern vorgeführt. Das Stück machte mit seiner Kraft, aber doch lebenswahren Gegenüberstellung von armen Seelenten und einem hartherzigen Reeder einen gewaltigen Eindruck auf das Publikum. Dieser Erfolg war zu seinem größten Zeile der guten Darstellung zu danken, die es selbst bei dem schwächlichen dritten Akt zu einem Hervorruf brachte. Grete Meyer als So gebührt der Hauptanteil des Erfolges. Das war Kunst, die Leben geworden ist; da waren alle Töne der Leidenschaftlichkeit, der Liebe, der Lebensfreude und der Angst angeschlagen, die den Zuhörer mitreißen, ob er will oder nicht. Ebenso fein und lebenswahr wurde die alte Kriertje, das Gegenstück der Jo, von Margarete Albrecht dargestellt: ein resigniertes, lebenscheues, alles Weib, dem die See den Mann und vier Söhne genommen. Winterstein spielte den gerade aus dem Gefängnis entlassenen Geert, den Sohn der alten Kriertje; er legte in seine Rolle jenen wilden, sich bei jeder Gelegenheit aufbäumenden Trotz, den nur eine lange, unverdiente Gefängnisstrafe wahren kann. Mitunter waren seine Zornesausbrüche jedoch ein wenig zu stark unterstrichen. Willh. Grünwald als Barend setzte im Anfang gut ein, wurde aber in den Angstscenen, als ihn die Schiffspolizei an Bord holt, weich und unsympathisch. Den reichen, hartherzigen Reeder Vos stellte Julius Deype vorzüglich dar; er spielte ihn ganz als den ewig profitorientierten Kapitalisten, der gewissenlos seine Leute auf einem Boot in See schickt und zufrieden ist, die Versicherungsprämie in die Tasche stecken zu können, mögen auch sieben Familien zeitweilig ihres Ernährers beraubt sein. Gute schauspielerische Leistungen boten ferner noch Karl Waldow (Cobus), Hans Senius (Simon) und Richard Wallentin (Buchhalter Staps). —

Musik.

Die neuen „Populären Musikabende“ der Herren Helling, Schnabel und Wittenberg sind noch kein Ideal von populärer Kunstpflege. Dazu ist erstens der Eintritt immer noch zu teuer (Einheitspreis von 1 M.) und fehlt zweitens die instruktive Ausgestaltung und Erläuterung des Programms. Doch für ein mäßig wohlhabendes Publikum von Musikfreunden, die aus Hören vornehmer Musik schon gewöhnt sind, bedeuten jene Abende in dem optisch und akustisch vorzüglichen Oberlichtsaal der Philharmonie ein höchst dankenswertes Unternehmen. Von den drei genannten Herren ist der erste Konzertmeister des Violoncells im Philharmonischen, der dritte Konzertmeister der Violine im Berliner Tonkünstler-Orchester, der zweite ein junger Pianist. Wir hörten den zweiten dieser Abende, können den Besuch des dritten (am 24. April), der noch dazu ein eigens erlesenes Programm bringen wird, mit Freuden empfehlen und wünschen dem Ganzen eine lange Fortführung. Jenes Konzert brachte zwei Klaviertrios, darunter das H-dur-Trio von Brahms aus seiner Jugendzeit in der zweiten Fassung, die es von früheren Forciertheiten in lehrreicher Weise befreit hat, und mehrere Lieder. Unter ihnen befand sich eine Komposition des Klavierspielers Arthur Schnabel. „Dieses ist ein rechter Morgen“ (Text von Stefan George), die zu einer hübschen Gesangsweise in älterem Stil eine nicht gerade vom Streben nach etwas Besonderem getragene Begleitung bringt, und die dacapo begehrt wurde. So gut sich Herr Schnabel in die Kunst der seiner Partner hineinzu finden weiß; so sehr wir bei seinem Ueberleben des „espressivo“ im „Andante espressivo“ von Mendelssohns C-moll-Trio mit einem niedrigen Stand des Ausdrucks im heutigen Klavierpiel überhaupt rechnen müssen: so sehr möchten wir doch Herrn Schnabel nahelegen, sich in Spiel und in Komposition das Wesen einer instrumentalen Gesangsbegleitung noch mehr zu eigen zu machen. Die Sängerin des Abends, Frau Jeannette Grumbacher-de Jong, gehört jedenfalls zu den hervorragenden Gesangskünstlerinnen: ihre Töne sind sehr

frei und wohlklingend, manchmal durch Uebenheiten bei Sprüngen nach abwärts gestört; etwas Herbes in ihrer Vokalifizierung mag auf die zu vermutende ausländische Abkunft zurückgehen; etwas Starres in ihrem Vortrag gehört wohl schon dorthin, wo der ästhetische Streit über Feinheiten der Vortragskunst und über „Wärme“ beginnen mag.

Bereits treten wir auch in die Epoche der spezifisch sommerlichen Weitrage zur Kunst oder auch Kunstarmut des Vortrages ein: d. i. der heimischen und der reisenden Gesangsvereine. Den Anfang machte der uns noch unbekannt Quartettverein Rheingold“ aus Krefeld durch drei Konzerte am Samstag, Sonntag und Montag. Als Solisten waren zum ersten und dritten Konzert Gesangskräfte, zum zweiten — das wir uns ausgesucht — Instrumentalisten zugezogen. Die paar Duzend Herren, die im Gegensatz zu den mitgliederreichen andren Vereinen diese kleine, feine Männergesangs-gesellschaft bilden, machen weniger den Eindruck eines viergeteilten Chores, als den eines verstärkten Solistenquartetts. Dazu noch eine sichere rhythmische Geschultheit, wie sie z. B. in der reichhaltigen Komposition Böllners von den „Drei Worten“ zur Geltung kommt; dann eine besondere Klangschönheit der Stimme; und endlich die eigenste Kunst dieses Chores: ein geschmeidiges Abklingen von Tönen — das alles macht den Verein trotz des typisch forcierten Klanges der hohen Stimmen sehr hörenswert. Eine Komposition des Chorleiters Gustav Piellen: Das Madrigal oder Jagen wir madrigalartige Chorlied „In stiller Nacht“ hätte nicht sollen so leicht aufgenommen werden; seine gleichsam schlangenartigen Verschlingungen der Stimmen sind eine beachtenswerte musikalische Sprache. — Violinvorträge eines Herrn R. Lambinon aus Lüttich und Klaviervorträge eines Fräulein E. L. Köhmer aus Krefeld boten in Programmwahl und Vortragswise nichts Neues; doch sei beiden eine cruste Solidität des Spieles anerkannt. — sz.

Humoristisches.

— „Nur Massenmörder.“ Der Wiener Einspännerkutscher Florian Geher hatte sich unlängst beim Bezirksgericht Josefstadt wegen Wadebelädigung zu verantworten. Er soll einen Motorfahrer einen Gauner genannt haben.

Richter: Sie sollen einen Motorfahrer beschimpft haben?

Angell: Aber gar keine Idee, Herr kaiserlicher Rat. Er hat g'schimpft. Er hat zu mir g'sagt: „Fahr weg mit Deiner Kraxen, sonst fahr' i Di nieder.“

Richter: Und daraufhin haben Sie ihn einen Gauner genannt.

Angell: Aber na, Gauner hab i net g'sagt. So a Wort kommt gar net über meine Lippen. I hab nur „Massenmörder“ zu ihm g'sagt. (Heiterkeit.)

Richter: Und das, glauben Sie, ist kein Schimpf?

Der Angeklagte wurde sodann, nachdem noch der beleidigte Motorfahrer einvernommen worden war, zu fünf Kronen Geldstrafe verurteilt. —

Notizen.

— Die von Dr. Otto Me gegründete Zeitschrift „Natur“ wurde am 1. April mit der „Naturwissenschaftlichen Wochen-schrift“ verschmolzen. —

— Die französische Operngesellschaft, die am 17. April bei Kroll ein Gastspiel beginnt, wird n. a. drei in Berlin bisher noch nicht aufgeführte Musikwerke, „La Navarraise“ und „Manon“ von Massenet und „Mireille“ von Gounod spielen. —

— „Ehler“ nennt sich eine neue Dresdener Künstler-gruppe, die im Mai im Salon Schulte eine Ausstellung veranstalten wird. —

— 150 000 Mark verlangt Klinger für seine Beethoven-Statue. —

— Die archäologische Kommission zu Athen hat die Wiederherstellung des Erechtheions beschlossen. —

— An der Südseite des Simplontunnels ist man des übermäßigen Wasserandranges, der eine fünf-monatige Störung der Arbeiten herbeigeführt hatte, durch Ableitung Herr geworden. —

— Blühende Glodenhaide im Frühjahr. Einen schönen Frühlingsamund bergen die Nadelwälder und Waldblößen in der Gegend der Eisterquellen im Vogtland. Dem dort begegnen wir sofort nach dem Schmelzen des Schnees einer blühenden Glodenhaide, der Erica carnea. Die zierlichen, fleischroten Glödden überreichen jeden, der nicht weiß, daß es auch blühende Haide im zeitigen Frühjahr giebt, was um so leichter möglich ist, als die Schneehaide in Mitteleuropa nur bei Brambach im sächsischen Vogtlande, bei Karlsbad und bei Einsiedel im mährischen Gesenke vorkommt. Dagegen ist sie an vielen Stellen des Alpengebirgs zu Hause. Die Blütezeit der fleischfarbigen Glodenhaide fällt in den April und Mai. —